

GAYLE FORMAN

Nur diese  
eine  
Nacht

ROMAN



blanvalet

Darauf lässt sich jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Außerdem gibt sowieso niemand Aldous die Schuld; auf mich werden sie sauer sein.

Es ist also ein ganz schön großes Opfer, dass Aldous meinetwegen einen Tag länger in New York bleibt. Dennoch nehme ich sein Angebot an und spiele seine Großzügigkeit herunter, indem ich ein simples »Okay« von mir gebe.

»Cool. Dann mach du mal deinen Kopf frei. Ich werd dich in Frieden lassen, nicht einmal anrufen werd ich. Willst du, dass ich dich dann hier abhole, oder treffen wir uns am Flughafen?« Der Rest der Band ist in der Innenstadt untergebracht. Seit der letzten Tour haben wir es uns angewöhnt, in separaten Hotels zu schlafen, und Aldous bleibt abwechselnd im selben Hotel wie ich und dann wieder im selben Hotel wie die anderen, so wie dieses Mal.

»Am Flughafen. Treffen wir uns in der Abfluglounge«, erkläre ich.

»Na gut. Dann bestell ich dir für vier einen Wagen. Und bis dahin ruhst du dich aus.« Er schüttelt mir halb die Hand, halb umarmt er mich, dann verschwindet er im Taxi und düst ab zu seinem nächsten Geschäftstermin. Vielleicht um die Wogen wieder zu glätten, die ich heute aufgepeitscht habe.

Ich biege um die Ecke und gehe durch den Lieferanteneingang hoch in mein Hotelzimmer. Dort dusche ich und überlege mir, ob ich mich noch mal aufs Ohr hauen soll. Allerdings habe ich in letzter Zeit sogar dann Probleme mit dem Einschlafen, wenn ich mich an einem Medizinschränkchen voller Psychopharmaka bediene. Von den Fenstern des siebzehnten Stocks aus sehe ich, wie die Nachmittagssonne die Stadt in ein warmes Licht taucht, sodass New York schon fast gemütlich wirkt, während die Hotelsuite für mich einfach nur überheizt und einengend ist. Ich ziehe mir eine frische schwarze Hose an und mein schwarzes Glücks-T-Shirt. Eigentlich hätte ich mir das T-Shirt gern für den Tourstart morgen aufgehoben, aber irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich jetzt schon ein bisschen Glück gebrauchen kann. Also muss es eben ausnahmsweise eine Doppelschicht einlegen.

Ich schalte mein iPhone ein. Neunundfünfzig neue E-Mails und siebzehn neue Nachrichten warten auf der Mailbox, darunter einige vom zweifellos total wütenden Pressesprecher des Labels und ein paar von Bryn, die sich erkundigt, wie es im Studio war und wie das Interview lief. Ich könnte sie zurückrufen, aber was soll das bringen? Wenn ich ihr von Vanessa LeGrande erzähle, macht sie sich bestimmt Sorgen, ich könnte meine »öffentliche Maske« vor einer Journalistin fallen gelassen haben. Sie versucht ständig, mir diese schlechte Gewohnheit auszutreiben. Jedes Mal, wenn ich mich vor der Presse bloßstelle, erklärt sie mir, dass ich damit nur ihre Gier nach mehr

Information schüre. »Zeig ihnen ein langweiliges Bild von dir in der Öffentlichkeit, Adam, dann hören sie irgendwann automatisch auf, so viel über dich zu schreiben«, erklärt sie mir wieder und wieder. Das Problem ist nur, dass Bryn sich vermutlich auch vergessen würde, wenn sie wüsste, welche Frage mich in diesem Fall die Contenance verlieren ließ.

Ich denke über das nach, was Aldous gesagt hat von wegen, ich solle mir den Kopf freimachen, stelle das Telefon aus und werfe es achtlos auf den Nachttisch. Dann schnappe ich mir meine Mütze, meine Sonnenbrille und die Brieftasche, und schon bin ich zur Tür raus. Ich biege in die Columbus ein und mache mich auf den Weg in den Central Park. Ein Feuerwehrgewagen rast mit heulenden Sirenen an mir vorüber. Scratch your head or you'll be dead. Ich kann mich nicht mal mehr erinnern, wo ich diesen Kinderreim aufgeschnappt habe oder woher ich weiß, dass man sich am Kopf kratzt, wenn man eine Sirene hört, weil sonst die nächste Sirene einem selbst gelten wird. Aber ich erinnere mich genau daran, wie ich es das erste Mal tat, und inzwischen mache ich das ganz automatisch. An einem Ort wie Manhattan allerdings, wo ständig irgendwelche Sirenen heulen, kann es einen ganz schön überfordern, wenn man sich da konsequent dran halten will.

Es ist früh am Abend, die sengende Hitze hat sich mittlerweile etwas gelegt. Irgendwie scheint es so, als fühlten sich plötzlich alle sicher genug, das Haus zu verlassen, denn die Straßen sind nun voller Leute: Sie breiten ihre Picknickdecken aus, joggen mit Kinderwagen die Gehwege entlang oder gleiten mit Paddelbooten über den Seerosenteich.

So gern ich es auch sehe, wie jeder macht, wonach ihm der Sinn steht, so fühle ich mich dadurch doch auch wieder daran erinnert, wie sehr mir selbst das fehlt. Ich weiß nicht, wie andere Menschen, die im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen, das meistern. Manchmal stelle ich mir Brad Pitt vor, wie er mit seiner Horde Kinder durch den Central Park zieht und sie einfach so auf der Schaukel spielen lässt, und obwohl er ganz offensichtlich von Paparazzi verfolgt wird, macht er den Eindruck, als erlebe er einen ganz gewöhnlichen Tag mit seiner Familie. Vielleicht aber auch nicht. Solche Bilder können täuschen.

Während ich über all das nachdenke und an glücklichen Menschen vorbeischlendere, die den Sommerabend genießen, fühle ich mich plötzlich wie eine wandelnde Zielscheibe, obwohl ich mir die Mütze tief in die Stirn gezogen habe und eine Sonnenbrille trage und Bryn nicht bei mir ist. Wenn ich mit Bryn zusammen bin, dann ist es so gut wie unmöglich, dem Radar der Leute zu entkommen. Panik ergreift mich, nicht so sehr, weil ich befürchte, ich könnte fotografiert oder von einer Meute

von Autogrammjägern überfallen werden – obwohl ich darauf, ehrlich gesagt, im Augenblick überhaupt keine Lust hätte –, sondern weil ich Angst habe, man könnte sich über mich lustig machen, weil ich die einzige Person im ganzen Park bin, die völlig allein ist, selbst wenn das überhaupt nicht stimmt. Trotzdem habe ich das Gefühl, gleich könnte jemand mit dem Finger auf mich zeigen und mich verspotten.

Himmel, so weit ist es also schon gekommen? Das ist es also, was ich bin? Ein wandelnder Widerspruch? Ich bin von Leuten umringt und fühle mich trotz allem allein. Ich sehne mich nach ein klein wenig Normalität, und kaum bekomme ich, was ich will, weiß ich nichts damit anzufangen, so als wüsste ich nicht mehr, wie es ist, ein normaler Mensch zu sein.

Ich spaziere in Richtung Bramble, wo ich garantiert nur Leuten über den Weg laufe, die selbst nicht gesehen werden wollen. Ich kaufe mir einen Hotdog und schlinge ihn mit wenigen Bissen hinunter. Erst in dem Moment wird mir klar, dass ich den ganzen Tag noch nichts gegessen habe, weshalb ich wieder an das Mittagessen und an das Debakel mit Vanessa LeGrande denken muss.

Was war bloß los mit mir? Na ja, Reporter haben mich schon des Öfteren auf die Palme gebracht, aber das waren doch reine Anfängerfehler, denke ich im Stillen.

Ich bin einfach nur total alle, rechtfertige ich mich. Völlig überfordert. Ich denke an die Tour, und schon scheint es mir, als würde sich der moosbedeckte Boden neben mir auftun und zu flirren beginnen.

Siebenundsechzig Nächte. Ich versuche, mich zur Vernunft zu bringen. Siebenundsechzig Nächte, das ist doch gar nichts. Ich versuche, die Zahl zu dividieren, sie in ihre Einzelteile zu zerlegen, nur um irgendetwas zu tun, um sie kleiner wirken zu lassen, doch die Zahl siebenundsechzig lässt sich durch nichts exakt teilen. Also probiere ich es anders. Vierzehn Länder, neununddreißig Städte, mehrere Hundert Stunden im Tourbus. Aber auch die Mathematik kann gegen das Flirren nichts bewirken; immer schneller bewegt es sich, und mir wird langsam schwindelig. Ich stütze mich an einem Baumstamm ab und lasse die Hand über die Rinde gleiten, die mich unwillkürlich an Oregon erinnert, sodass das Loch im Boden sich, zumindest für den Moment, wieder schließt.

Unwillkürlich muss ich auch daran denken, wie ich in jüngeren Jahren von unzähligen Künstlern las, die irgendwann nicht mehr konnten – Morrison, Joplin, Cobain, Hendrix. Ich fand diese Typen einfach erbärmlich. Endlich kriegen sie, wonach sie sich immer gesehnt haben, und was machen sie daraus? Sie nehmen Drogen bis zur Besinnungslosigkeit. Oder sie schießen sich die Köpfe weg. Was für ein Haufen Arschlöcher.

Na ja, und jetzt schau dich selbst an. Du bist zwar kein Junkie, aber recht viel besser bist du auch nicht.

Ich würde mich ja ändern, wenn ich könnte, doch bis jetzt hat es nicht sonderlich viel gebracht, mir selbst zu sagen, ich solle den Mund halten und die Sache endlich genießen. Wenn die Leute um mich herum wüssten, wie ich mich fühle, würden sie mich auslachen. Nein, das ist nicht wahr. Bryn würde niemals über mich lachen. Sie wäre vielmehr verblüfft angesichts meiner Unfähigkeit, stolz auf das zu sein, was ich dank harter Arbeit erreicht habe.

Aber hab ich denn tatsächlich so hart gearbeitet? Irgendwie gehen meine Familie, Bryn, der Rest der Band – zumindest war das früher so – davon aus, dass ich das alles in gewisser Weise verdient habe, dass meine Berühmtheit und der Reichtum nur der gerechte Lohn sind. Ich selbst habe nie so recht daran geglaubt. Das Karma funktioniert nicht wie eine Bank. Man kann nicht einfach einzahlen und später wieder abheben. Aber inzwischen regt sich in mir tatsächlich immer mehr der Verdacht, dass ich mit alledem für irgendwas entschädigt werde – nur dass das nichts Gutes bedeutet.

Ich greife nach meinen Zigaretten, doch die Packung ist leer. Ich stehe auf und klopfe mir den Staub von den Jeans, dann mache ich mich auf den Weg raus aus dem Park. Die Sonne beginnt sich im Westen langsam zu senken, ein grell leuchtender Ball, der sich nach und nach gen Hudson neigt und eine Collage aus pfirsich- und pflaumenfarbenen Streifen am Himmel zurücklässt. Der Anblick ist wirklich wunderschön, und für einen kurzen Augenblick zwingt mich diese Schönheit zu genießen.

Ich schlendere auf der Siebten Straße südwärts, gehe kurz in ein Deli, um mir Zigaretten zu holen, und wandere dann weiter stadteinwärts. Ich werde ins Hotel zurückkehren, den Zimmerservice bestellen, und vielleicht schlafe ich ausnahmsweise sogar mal früh ein. Draußen vor der Carnegie Hall halten Taxis an, um die Leute zu den abendlichen Vorstellungen zu bringen. Eine alte Dame mit Perlen und hochhackigen Schuhen klettert unbeholfen aus einem Taxi, während ihr buckliger Begleiter im Smoking sie am Ellbogen festhält. Ich beobachte, wie die beiden zusammen davonschicken, und plötzlich spüre ich, wie etwas in meiner Brust sich zusammenkrampft. Sieh dir den Sonnenuntergang an, ermahne ich mich selbst. Schau dir irgendwas Schönes an. Aber als ich den Blick wieder zum Himmel richte, sind die Streifen dunkler geworden und leuchten nun in den Farben eines Blutergusses.

Eingebildetes, launisches Arschloch. Das waren die Worte, die die Journalistin mir ins Gesicht geschleudert hatte. Sie war zwar eine fiese Schnepfe, aber in dem Punkt hatte sie absolut recht.

Als ich den Blick wieder auf den Boden richte, sehe ich plötzlich ihre Augen vor mir. Nicht so, wie ich sie früher immer sah – an jeder Ecke, hinter meinen eigenen geschlossenen Augenlidern, an jedem einzelnen verdammten Morgen. Nicht so, wie ich sie mir vorstellte, hinter den Augen jedes Mädchens, mit dem ich schlief. Nein, dieses Mal sind es wirklich ihre Augen. Ein Foto von ihr, ganz in Schwarz gekleidet, das Cello im Arm, als wäre es ein müdes Kind, das seinen Kopf an ihrer Schulter birgt. Ihr Haar hat sie zu dem typischen Knoten hochgesteckt, das übliche Requisit klassischer Musikerinnen. So hat sie ihr Haar bei Liederabenden und bei Kammermusikkonzerten immer getragen, aber um die Frisur nicht so streng wirken zu lassen, ließ sie meist ein paar Strähnen herunterhängen. Das Foto ist völlig ohne Schnörkel. Ich sehe mir das Plakat genauer an. Die Reihe »Junge Musiker« präsentiert Mia Hall.

Vor ein paar Monaten brach Liz den Bann, der auf allem gelegen hatte, was mit Mia zu tun hatte, und schickte mir per Post einen Ausschnitt aus dem Magazin All About Us. Ich dachte mir, das solltest du sehen, stand auf einem Post-it. In dem Artikel mit dem Titel »Zwanzig unter zwanzig« ging es um aufstrebende »Wunderkinder«. Eine ganze Seite war Mia gewidmet, einschließlich eines Fotos, das ich kaum anzusehen wagte. Nachdem ich ein paar Mal tief durchgeatmet hatte, schaffte ich es gerade so, den Artikel zu überfliegen. In dem Text bezeichnete man sie als die »unbestrittene Erbin von Yo-Yo Ma«. Trotz allem musste ich darüber lächeln. Mia meinte immer, dass Leute, die keine Ahnung vom Cellospielen haben, über Cellisten nichts anderes zu sagen wüssten, als dass sie der nächste Yo-Yo Ma wären, weil er der einzige Cellist sei, den sie kannten. »Und was ist mit Jacqueline du Pré?«, fragte sie dann jedes Mal. Ihr persönliches Vorbild, eine talentierte und temperamentvolle Cellistin, die im Alter von achtundzwanzig Jahren an Multipler Sklerose erkrankt und etwa fünfzehn Jahre später gestorben war.

Der Artikel in All About Us bezeichnete Mias Spielweise als »überirdisch« und machte sich dann daran, en détail über den Unfall zu berichten, bei dem vor mehr als drei Jahren ihre Eltern und ihr kleiner Bruder ums Leben gekommen waren. Das hatte mich dann doch überrascht. Mia war eigentlich nicht der Typ Mensch, der über so etwas sprach, nur um Sympathiepunkte zu gewinnen. Doch als ich es endlich schaffte, den Artikel noch einmal gründlich zu lesen, war mir klar geworden, dass das Ganze nur ein frischer Aufguss von alten Zeitungsberichten war, dass jedoch kein Wort von Mia selbst stammte.

Ein paar Tage lang hatte ich den Artikel immer wieder hervorgeholt, um ihn noch einmal zu überfliegen. Dieses Ding in meiner Briefftasche mit mir herumzutragen